

# Im Gefangenenlager.

Behandlung einer Schweizer Gesellschaft in Griesheim bei Darmstadt.

Die in einem süddeutschen Gefangenenlager erhaltenen Eindrücke schildert ein Mitglied einer Schweizer Gesellschaft, wie folgt:

In der Nähe von Darmstadt, bei Griesheim in der weiten, sandigen Ebene, ist eines der größten Kriegsgefangenenlager Süddeutschlands, ein Franzosenlager, das für 18,000 Mann berechnet ist, aber zurzeit nur etwa 5000 bis 6000 beherbergt, da die anderen 12-13,000 alle in Arbeitstruppen über das Land zerstreut sind. Es war uns Schweizern vermerkt, eines Nachmittags von Frankfurt aus dieses Lager unter der freundlichen Führung seines früheren Besizers, des Generals Cosat, zu besichtigen. Allerdings wurde diese

grünlichste Schurke, kam mit einigen andern Offizieren, ebenfalls meist älteren Herren, von der Kommandantur her zur Begrüßung des Generals und seiner Gäste.

Nach kurzer Vorstellung der offiziellen Persönlichkeiten führte man uns zunächst durch das Lazarett. Ein 180 Meter langer, gebogener Gang durchschneidet die fast unübersichtliche Reihe der Krankenbaracken und teilt sie genau in zwei Hälften. Auf beiden Seiten standen die Türen offen, und man sah die Kranken in ihren blauweißen gestreiften Hauskleidern vor den Betten sitzen. Jeder Inasse dieses Gefangenenlagers erhält nämlich bei seinem Eintritt neben frischer Wäsche auch ein eigenes Hauskleid. In der Mehrzahl schien es sich da um leicht-



Deutsche Pioniere unter Aufsicht gefangener Russen beim Wiederaufbau zerstörter Städte.

ergänzung nur den Herren und nicht auch den Damen gut, die unterdessen in Frankfurt Spindler und Wolltänzeleisensalzen besuchten.

Mit der Eisenbahn fuhren wir nach Darmstadt, wo uns am neuen, schönen Bahnhof vier oder fünf Militärkapellmeister, sog. Krämpertöner, abholten und über eine neugepflasterte, ungewöhnlich breite Militärstraße durch niedrige Föhrengehölz und an

tere Erfrankungen zu handeln. Nur in einem Saal trafen wir eine größere Anzahl Bettlägeriger. Ueberall herrschte die peinlichste Sauberkeit: die Bettwäsche schneeweiß und die Fußböden wie ausgeblasen. Diefelbe musterhafte Ordnung und Reinlichkeit ist uns übrigens auch im eigentlichen Lager, in den Baracken und auf den Vorplätzen überall angenehm aufgefallen.

„Ja, das muß so sein, das geht nicht anders, wo so viele Leute zusammenwohnen.“

So hieß es stets, wenn man einem den uns begleitenden Offiziere oder Arzte darüber eine Bemerkung machte.

Unsere Schweizer Ärzte rühmten sich den Operationstraum, der selbst für schwierigere Fälle ideallos eingerichtet sei.

Wir kamen dann noch in die Küche des Lazarets, wo das einzige weibliche Wesen, das wir im Lager zu Gesicht bekamen, eine mährische Köchin, inmitten einer Brigade von französischen Köchen und Küchenjungen mit dem Kellenszepter in kräftiger Hand ihres Amtes waltete. Die Tageskarte stand an einer schwarzen Wandtafel: „Suppe, gedörrtes Rindfleisch mit Kraut und Kartoffeln.“

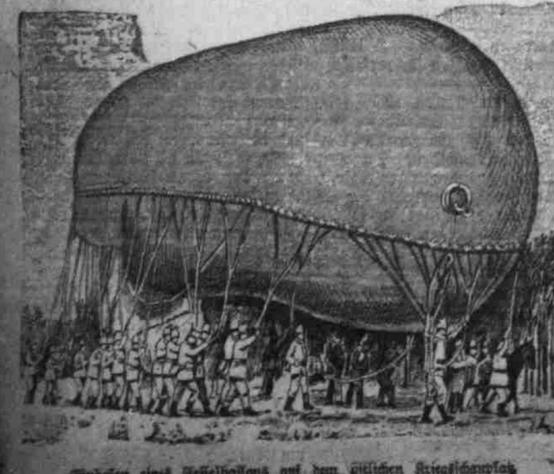
Durch einen weiten Längsgang zwischen den Baracken für Post und Telefon vorbei gelangten wir dann ins eigentliche Lager, das nach Baracken in verschiedene ganz gleiche Abteilungen eingeteilt ist. Jede Abteilung hat ihre eigenen Baracken, Werkstätten, Vorratsräume, Küche usw. Schlaf- und Arbeitsräume sind herbeizubereiten. Die Privatsachen in den Schlafbaracken, die wir sahen, hatten drei Logerkästen übereinander. In den Arbeitsstätten fanden wir Schuster, Schneider, Tischler, Klempner usw. in vollster Tätigkeit. Man zeigte uns da auch ganz hübsches Papiergeld, sog. Lagergeld, mit dem die Arbeiter entlohnt werden, das aber nur im Lager selber zum Einkauf von Tabak, Tee, Zucker usw. nützt hat. Es sind gerötete blaue und braune Papierchen von 5, 10, 20 Pfennig. Gewöhnliches Geld dürfen die Kriegsgefangenen nicht besitzen — wohl wegen der Entwertungsfahr. Ihre Habsgeliegenheit und Kleider, soweit die Gefangenen



Nach hergestellte „Kocher“ aus allen Stücken und Eise, wie solche bei den kaiserlichen Truppen mit Erfolg verwendet werden.

einem neuen Waldfriedhof vorbei nach dem Truppenübungsplatz Griesheim brachten, wo sich an das Kasernenbroschen das Gefangenen-Barackenlager anschließt. Auf der Straße begegneten uns zuweilen kleinere und größere Arbeiterkolonnen von Kriegsgefangenen, die unter der Führung von Landsturmsoldaten über Land marschieren, und in der Nähe des Waldfriedhofes war eine Abteilung Franzosen mit Holzfaseln beschäftigt. Die roten Hüfen leuchteten aus dem Waldwäldchen hervor, und eben schlug eine gefüllte Föhre zwischen den Nadelbäumen trachend auf die Erde hin.

Vor der Einfahrt zum Lager präsentierten die Spidwachen mit aufgeschlängtem Bajonet und vor der Wachtstube trat die Mannschaft unter Gehör. Der neue Logerkommandant, ein behäbiger Oberleutnant mit



Sindeln eines Hesselballons auf dem städtischen Kriegsübungsplatz.

ihren nicht bedürfen, sind in eigenen Koffern aufgestellt, jedes Bündel mit dem Namen des Eigentümers. Da lag auch ein Haufen Postpakete mit Kleidern und Schuhen, alle mit Anhangadressen versehen und zum Versand bereit — für die Arbeiterkolonnen, die draußen auf dem Lande beschäftigt sind, und denen das Lager von Zeit zu Zeit Wäsche und Kleider nachschickt.

In den Vorratsräumen sah es gar nicht nach Lebensmittelmangel aus. Auch das frischgebackene Schwarzbrot, das man uns zu kosten gab, und über das sich die an ihr gutes Weibsbrot gewöhnten Franzosen so sehr beschwerten, schmeckte zwar etwas säuerlich, aber gar nicht unangenehm. Die Gefangenen, soweit wir sie befragten, beklagten sich denn auch nicht über Verpflegung oder Behandlung, wohl aber zum Teil darüber, daß sie ihre Briefe aus der Heimat nicht oder nicht rechtzeitig erhielten.

„Das ist die alte Klage,“ erklärte uns einer der Offiziere, „die Leute, die natürlich große Sehnsucht nach ihren Familien haben, erwarten jeden Tag Briefe aus der Heimat und bilden sich weh der Himmel was ein, wenn die Briefe nicht eintreffen. An unserer Posteinrichtung fehlt es wahrhaftig nicht, und auch die Schweiz liefert ja alle dort einlaufenden Briefe sofort an uns ab.“

Es muß auch anerkannt werden, daß die Gefangenen im allgemeinen sauber und durchaus nicht etwa unternährt und abgedröht aussehen. Auch ihre Stimmung schien uns durchwegs nicht schlecht zu sein. Auf einem weiten Platz vernahmte sich eine Abteilung beim Fußballspiel. Andere arbeiteten unter Aufsicht eines französischen Obergärtners, den General Cosat uns mit besonderer Auszeichnung als „unsern vorzüglichsten Gartenkünstler“ vorstellte, mit der Aufmachung von Blumenbeeten rings um die Baracken.

Auf die Bitte des Generals, dem Kapellmeister und den Musikern einige aufmunternde Worte zu sagen, hielt Herr Prof. Köstlinberger in tadellosem Französisch eine schwingvolle kleine Dankrede, indem er daran erinnerte, daß Rossinis „Zell“ seine



Eine österreichische Batterie-Telephonstation im Feuer.

Erfassung in Paris erlebt habe. Er sollte den künstlerischen Bestrebungen dieser Kriegsgefangenen lebhaftes Anerkennen.

In einem andern Teil des Lagers hatten wir auch einen jungen französischen Bildhauer namens Regall, Schüler der Ecole des Beaux Arts, getroffen, der in einer eigens dafür errichteten Hütte an einem großen Grabdenkmal für die im Lager gestorbenen und im Waldfriedhof beigesetzten Franzosen arbeitete. Die prächtige Reliefarbeit auf einem großen Rundries war schon nahezu vollendet, besah ich die Inschrift: „A nos morts.“

Bescheidenen Herzens und nachdenklichen Sinnes verhielt sich das Gefangenenlager. Wir hatten auch hinter den Dächern den Menschen gefucht und gesehen — nicht bloß eine Horde Ueberwundener, die man einsperrt, um sie unschuldig zu machen — den Menschen, der für sein Land leidet und die herrliche Entbehrung duldet: die verlorne Freiheit. Vor diesem Leid und Dulden nahmen wir in Gedanken tief den Hut ab.

Andererseits allerdings hatten wir den Eindruck, daß auch die Leiter dieses Lagers und besonders General Cosat, der als Inspektor des Kriegsgefangenenwesens im Bezirke des 18. Armeekorps gegenwärtig etwa 80,000 Kriegsgefangenen und Kolonnen, unter sich hat, ihre Pflicht in humanem Sinne erfüllen und auch für die menschlichen Leiden ihrer Untergebenen Gefühl und Verständnis haben. Als gelegentlich die Rede auf die Entlohnungen kam und ich den General fragte, ob Forderungen immer noch vorkommen, antwortete er:

„Gewiß kommen sie vor, und zwar ziemlich häufig, besonders bei den über das Land zerstreuten Arbeiterkolonnen. Sie müssen eben bedenken, wie lange der Krieg und die Gefangenschaft der meisten dieser Leute schon dauert. Wie sehnen sie nach der Heimat, nach der Freiheit. Das ist oft härter als alle Demütigungen zu wagen, die man ihnen antun kann. Die meisten der Entlohnungen werden in alsbald wieder aufgegeben und, wenn keine schweren Vergehen vorliegen, möglichst milde bestraft.“

# Die Revolution in Russland.

Betrachtungen über ihre Ursachen und Vorgeschichte.

Der „Berne Bund“ bespricht die Märzrevolution in Russland in einer längeren Abhandlung, der wir folgende entnehmen:

Das eindringende Verständnis für russische Dinge ist dem Westeuropäer nicht gerade leicht, denn es sind dort noch Faktoren mächtig, die bei uns schon seit langem unmerklich geworden sind. Insbesondere ist es eine Einrichtung, die den westeuropäischen Staaten in diesem Umfange fremd ist: Die Macht der Beamten. Und gegen diese richtet sich zunächst auch die Bewegung der letzten Tage.

In ihrer jetzigen Gestalt geht die russische Beamtenhierarchie im Grunde auf Peter den Großen zurück. Er war der Gründer der russischen staatlichen Zentralisation und zugleich ihreres wirksamsten Mittels zur Herrschaft, der Bureaucratie. Peter der Große fand bei seinem Regierungsantritt noch eine Reihe von Resten aus der Zeit der staatlichen Zersplitterung. Diese feste er mit eiserner Faust für alle Zeiten von der russischen Erde weg und um dieses neue geordnete Reich zu regieren, schuf er eine streng zentralisierte Verwaltung, die einen ungeheuren Aufwand von Menschenarbeit verlangte. Und diese Armee von Menschen, die infolge der vielen Eroberungen im Laufe der Jahre immer mächtiger anwuchs, wurde eine Macht im Lande, vor der zu Zeiten sogar die Herrscher selber zitterten.

Wer nicht selbst in Russland war, kann sich von dieser Macht höchstens einen Begriff machen aus Zeugnissen der russischen Literatur, in der gerade der Beamte eine nicht geringe Rolle spielt, nicht als Schreiber, wohl aber als Beschreiber. Man braucht nur an Schriften von Gogol, Turgenjew oder Tolstoj zu erinnern. Ueberall die gleichen Anklagen gegen den immer und ewig unverantwortlichen russischen Beamten. Wohl existiert eine bis ins Einzelne gehende Kontrolle, aber sie wird tatsächlich aufge-

hoben, einmal durch die riesige Ausdehnung des Reiches — „der Himmel ist hoch und der Zar ist weit“ — dann aber durch die in die Verhältnisse des Einzelnen eingreifende Bestechungspraxis. Es ist eine Last, die jeder, der längere Zeit in Russland war, bestätigen kann: mit Geld kann man dort alles erlangen. Ja, es ist noch gar nicht lange her, daß wir von einem gewissen Kenner russischer Verhältnisse die Versicherung hörten, ein wohlhabender Mann, der sein Geld richtig zu verwalten wisse, könne nirgends angenehmer und freier leben als in Russland — er sei sicher, daß alle staatlichen Behörden, die Polizei eingeschlossen, ihn für alle Zeiten in Ruhe lassen.

Wegen einer Macht wie diese anzukämpfen, ist ungeheuer schwer, und bis jetzt ist es auch in Russland noch keiner Revolution gelungen, gerade die Herrschaft zu beseitigen. Und doch ist alles Sehnen nach besseren freieren Lebensbedingungen stets aufs innigste verknüpft gewesen mit dem Kampfe gegen die Bureaucratie. Denn es war jedem dieser Kämpfer klar, daß erst diese Organisation gebrochen werden müsse, bevor an eine Beteiligung des Volkes an politischen Leben gedacht werden könne.

Auch die Schaffung der „Grundgesetze“ nach der Revolution von 1905 hat die Organisation keineswegs gebrochen, und den jetzigen Neuschöpfen Russlands steht noch eine gewaltige Arbeit bevor, ehe sie hier an einem Ziele stehen werden. Die Schäden, an denen Jahrhunderte gearbeitet haben, lassen sich nicht in Monaten aus der Welt schaffen, und auch hier wird sich die Erfahrung geltend machen, daß ein Mann der Opposition sich gar leicht ändert, wenn er zur Herrschaft kommt.

## Die andere Seite.

Schätzung eines russischen Stabsoffiziers über die Revolution.

Von einem russischen Stabsoffizier, dem es als Anti-Revolutionär gelang, rechtzeitig aus Petersburg nach Stockholm zu entkommen, erhielt unlängst der borthorner Korrespondent der „Ruffischen Zeitung“ eine längere Schilderung, in der die Stimmung der anderen Seite zum Ausdruck kommt. Gekürzt entnehmen wir hier folgendes: „Folger Offizier, der nicht mit der Revolution sympathisiert“, hielt sich mit zahlreichen gleichdenkenden Offizieren zunächst in der Umgebung Petersburgs verborgen. Schon seit längerer Zeit herrschte unter den Mannschaften keine Ruhe mehr; die Petersburger Garnison bestand aus Ersatzbatalionen mit subalternen Referensoffizieren, die sich aus mihgelistimmten Intellektuellen rekrutierten. Anfang März verlangte deswegen der Oberbefehlshaber Kabanow dringend vom Hauptquartier aktive Truppen nach Petersburg, was von den Generalen Ruffi und Alexejew abgelehnt wurde. Die Gardebataillonen gingen allmählich in Reserveeinheiten über, wo Tag und Nacht Zivillisten verkehrten, Reben hielten und Proklamationen und rote Schleißen verteilten. Die Subalternoffiziere beteiligten sich dabei; die älteren Offiziere waren machtlos. Somit begann die Revolution eigentlich schon Anfang März. Etwa hundert eintreue Offiziere blieben erst am 16. März. Der sogenannte Arbeiter- und Soldatenbund, der jetzt als Nebenregierung bezeichnet wird, ist tatsächlich schon Ende Februar begründet worden, wobei aber in erster Linie nicht republikanische Tendenzen, sondern Friedensforderungen maßgebend waren. Der genannte Stabsoffizier erzählt dann weiter, daß in seinem Kreise schon längst bekannt war, wie die Herrführer Alexejew, Ruffi und Kabanow zu einem neuen antimon-



Ein Weiberegiment. Unter Leitung von Landsturmsoldaten arbeiten stromorganisierte Abteilungen von Elowatinnen an den Schanzen.

archischen, richtiger antimilitarischen „Putsch“ bereit waren und dazu die Kadettenführer, den Leitern des Semstwoverbandes und des „millionenreichen“ Kriegsindustriellen Komitees in Verbindung standen. Das letztgenannte Komitee, an dessen Spitze Milionäre wie Gutschkow und verschiedene Generale wie Alexejew, Danilow und Jubenitich (von hinteren von blutarmen Offizieren schon gar nicht zu sprechen) sich befanden, stand schon lange bei uns im Geruch, deren verwickelten finanziellen Verhältnisse gerezelt zu haben. Die in den verschiedenen Feldhäfen sich aufhaltenden Bevollmächtigten des Kriegsindustriellen Komitees hießen schon lange in Offizierskreisen satirisch „Generalskij Kaffin“ (Generalkaffier), und von Feldoffizieren, die über ihre Verhältnisse hinaus lebten, hieß es ironisch, sie lebten „auf Gutschkows Rechnung“.

Man machte sich tatsächlich keinen Begriff, so erklärt der vorgenannte antirevolutionäre Stabsoffizier, wie demoralisiert die russischen Feldoffiziere während des jüngsten Jahres allmählich geworden waren. Bis 1916 hatten sich die russischen Feldoffiziere außerordentlich brav gehalten, und der vorläufige entsetzliche russische Offizier des russisch-japanischen Feldzuges war fast völlig verschwunden. Mit Beginn des Jahres 1916 begann dann erfolgreich das obige rücksichtslose Schachern um die „Stimmung der Offiziere“, was bei dem ausgesprochenen Leichtsinne der russischen Offiziere politisch reiche Vorteile brachte, so daß der vom Kriegsindustriellen Komitee abhängig gewordene russische Feldoffizier, vom Leutnant bis zum General, „Revolutionär“ wurde. Allmählich verschwanden in den jüngsten Monaten Hunderte von Generalen und Hunderte von älteren Offizieren, mit oder ohne Urlaub, aus dem Feldheer, die demütlich die kommende Militärevolution nicht mitmachen wollten, und sind bis heute noch spurlos verschwunden. Von dem revolutionären General Ruffi meint der zitierte russische Stabsoffizier, daß Ruffi schon seit seiner Leutnantszeit als sehr nachtragender Charakter bekannt war, so daß man annimmt, er habe dem Zaren seine mehmonarchische Stellung nicht verziehen, die derselbe im vorigen Jahre über ihn



Ein zahnärztliches Ambulanzium an der Front.

eine Revolution empfortrag. Von der russischen Soldatenchaft meint jener russische Stabsoffizier der „Ruffischen Zeitung“, daß sie sich zu sieben Achtel aus russischen Bauern rekrutiere, die auch während ihrer Dienstzeit nicht aufhören, in erster Linie Bauer zu sein. Als solcher ist der russische Bauer in seinen trägen Gedanken Monarchist, solange seine sozialen Lebensbedingungen nicht entsandt werden. Ist dies aber einmal der Fall, so wird er über Nacht ein Sozialrevolutionär, der in jedem Nichtbauern seinen Todfeind sieht. Deshalb hätten Persönlichkeiten wie Miljutow und Gutschkow keine Aussicht, vom russischen Volke als Träger und Führer einer wirklichen Revolution anerkannt zu werden.



Die Reiter des Westkuriers auf dem Theaterplatz in Frankfurt a. M., der während des Krieges entfallen wurde.